

Winfried Nöth / Nina Bishara / Britta Neitzel

Mediale Selbstreferenz

Grundlagen und Fallstudien zu Werbung,
Computerspiel und den Comics

Herbert von Halem Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Winfried Nöth / Nina Bishara / Britta Neitzel

Mediale Selbstreferenz.

Grundlagen und Fallstudien zu Werbung, Computerspiel und den Comics

Köln : Halem, 2008

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme (inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2008 by Herbert von Halem Verlag, Köln

ISBN 978-3-938258-74-3

Den Herbert von Halem Verlag erreichen Sie auch im

Internet unter <http://www.halem-verlag.de>

E-Mail: info@halem-verlag.de

SATZ: Herbert von Halem Verlag

DRUCK: FINIDR, s.r.o. (Tschechische Republik)

GESTALTUNG: Claudia Ott Grafischer Entwurf, Düsseldorf

Copyright Lexicon ©1992 by The Enschedé Font Foundry.

Lexicon® is a Registered Trademark of The Enschedé Font Foundry.

Inhalt

Vorwort	8
1. Selbstreferenz, die Zeichen und die Kommunikation	10
1.1 Zeichen, Referenz und das semiotische Paradox vom selbstreferenziellen Zeichen	10
1.2 Selbstreferenz vs. Fremdreferenz: semiotische Prämissen	16
1.3 Ubiquität der Selbstreferenz	21
1.4 Selbstreferenz, die Krise der Repräsentation und die Postmoderne	27
2. Formen der Selbstreferenz in den Medien	31
2.1 Ubiquität und Grade der Selbst- und Fremdreferenz in den Medien	31
2.2 Indexikalische und ikonische Selbstreferenz	34
2.3 Ebenen der Selbstreferenz	35
2.3.1 <i>Rhematische Selbstreferenz</i>	37
2.3.2 <i>Dicentische Selbstreferenz</i>	38
2.3.3 <i>Argumentative Selbstreferenz</i>	40
2.3.4 <i>Textuelle und metatextuelle Selbstreferenz</i>	42
2.3.5 <i>Enunziative (kommunikative) Selbstreferenz</i>	43
2.4 Selbstreferenz im System der Texte und der Medien	46
2.4.1 <i>Intertextuelle Selbstreferenz</i>	46
2.4.2 <i>Intermediale Selbstreferenz</i>	47
2.5 Zirkularitäten in der medialen Semiose	48
2.5.1 <i>Medien als Botschaft ihrer selbst</i>	49
2.5.2 <i>Kommunikation über Kommunikation: enunziative Zirkularitäten</i>	51
2.5.3 <i>Mediale Selbstreferenz als Symptom der kulturellen Semiosphäre</i>	55

3.	Selbstreferenz in der Werbung	57
3.1	Zum Stand der Forschung	58
3.2	Ebenen und Formen der selbstreferenziellen Werbung im Einzeltext	63
3.2.1	<i>Rhematische Selbstreferenz</i>	63
3.2.2	<i>Dicentische Selbstreferenz: Tautologien und Quasitautologien</i>	67
3.2.3	<i>Argumentative Selbstreferenz</i>	72
3.2.4	<i>Selbstreferenzielle Opakheit</i>	74
3.2.5	<i>Intratextuelle Selbstreferenz</i>	80
3.2.6	<i>Selbstreferenz durch das Mittel des mise en abyme</i>	82
3.3	Kommunikativ, intertextuell und intermedial selbstreferenzielle Werbung	86
3.3.1	<i>Kommunikative Selbstreferenz</i>	86
3.3.1.1	<i>Produktionsbezogene Kommentare</i>	87
3.3.1.2	<i>Anrede der Adressaten</i>	92
3.3.2	<i>Intertextuelle Selbstreferenz</i>	93
3.3.3	<i>Intermediale Selbstreferenz</i>	99
3.3.3.1	<i>Verweise auf die Welt des Films</i>	101
3.3.3.2	<i>Verweise auf die Welt der bildenden Künste</i>	105
3.3.3.3	<i>Verweise auf die Welt der Literatur</i>	109
3.3.4	<i>Werbung für Werbung</i>	112
3.4	Die selbstreferenzielle Werbe- und Medienwelt	116
4.	Selbstreferenz im Computerspiel	119
4.1	Selbstreferenz des Spiels	119
4.1.1	<i>Friedrich Schillers ästhetisches Modell des Spiels</i>	120
4.1.2	<i>Metakommunikation im freien Spiel nach Bateson</i>	121
4.1.3	<i>Metakommunikation im Spiel nach Regeln (game)</i>	129
4.1.4	<i>Sutton-Smiths sieben Rhetoriken des Spiels</i>	132

4.2	Computerspiele und Erzählungen	138
4.2.1	<i>Single- und Multiplayerspiele</i>	139
4.2.2	<i>Fiktionale Metakommunikation und Metalepse in Zork (1977)</i>	140
4.2.3	<i>Doppelte Adressierung des Spielers im Computerspiel</i>	147
4.2.4	<i>Rückblick</i>	151
4.3	Spieler und Avatar in <i>Silent Hill 2</i>	152
4.3.1	<i>Avatar: Werkzeug und Cyborg</i>	154
4.3.2	<i>Avatare als symbolische Hülsen</i>	159
4.3.3	<i>Spielhandlungen, Gesten und das Spielgeschehen</i>	160
4.3.4	<i>Computerspiel als Rollenspiel?</i>	163
4.3.5	<i>Identifizierung des Spielers mit dem Avatar?</i>	165
4.3.6	<i>Gespaltenes Selbst, multiple Identität, Selbst- und Fremdreferenz</i>	167
4.4	Intermediale Selbstreferenz von Computerspielen	171
4.4.1	<i>Intermediale Selbstreferenz, das Transmediale und die Remediation</i>	171
4.4.2	<i>Computerspiele und Erzählungen</i>	176
4.4.3	<i>Computerspiele und das Theater</i>	183
4.4.4	<i>Computerspiele und der Film</i>	185
4.4.5	<i>Selbstreferenzielle Rekursionen in Spiel und Spielfilm</i>	190
5.	Selbstreferenz in den Comics	197
5.1	Comics in den Comics: Chris Ware <i>Jimmy Corrigan</i>	197
5.1.1	<i>Selbstreferenzielle Paradoxien</i>	198
5.1.2	<i>Intertextuelle Selbstreferenz</i>	198
5.2	Erzählte Erzählung: M.-A. Mathieus <i>L'Origine</i>	202
5.2.1	<i>Narrative Selbstreferenz</i>	202
5.2.1.1	<i>Erzählsemiotische Voraussetzungen</i>	206
5.2.1.2	<i>Der Ursprung des Erzählten in der Erzählung</i>	208

5.2.2	<i>Bildliche Selbstreferenz</i>	209
5.2.2.1	<i>Vor-Bild und Abbild</i>	210
5.2.2.2	<i>Das Bild als Bild im Bild im Bild</i>	212
5.2.3	<i>Ikonische und indexikalische Selbstreferenz</i>	214
5.2.3.1	<i>Selbstwiederholung und mise en abyme</i>	214
5.2.3.2	<i>Fragmentierung und Metalepse</i>	217
5.2.4	<i>Das unmögliche selbstreferenzielle Ende</i>	220
5.2.4.1	<i>Paradoxien und Tautologien</i>	221
5.2.4.2	<i>Der Paratext als Text</i>	223
5.2.4.3	<i>Polyphonie der intertextuellen Selbstreferenz</i>	227
	Literaturverzeichnis	229

1. Selbstreferenz, die Zeichen und die Kommunikation

1.1 Zeichen, Referenz und das semiotische Paradox vom selbstreferenziellen Zeichen

Referenz zählt zu den Grundbegriffen von Linguistik und Semiotik. Im weitesten Sinn ist damit der Verweis des Zeichens auf etwas anderes gemeint, auf das nämlich, was das Zeichen ›bedeutet‹ oder ›bezeichnet‹, was es ›repräsentiert‹ oder worauf es sich bezieht (vgl. NÖTH 2000a, 2000b, 2006c). *Selbstreferenz* muss vor diesem Hintergrund als ein semiotisches Paradox erscheinen, wenn es doch die Funktion der Zeichen ist, auf *etwas anderes* und nicht auf sich *selbst* zu verweisen. *Aliquid stat pro aliquo*, so lautete die Zeichendefinition der Scholastiker: Das Zeichen ist »etwas, das *für etwas anderes* steht«; bei Augustinus etwa heißt es: »Das Zeichen ist also ein Ding, welches außer der Erscheinung, die es den Sinnen vermittelt, aus sich heraus etwas anderes zur Erkenntnis bringt« (*De doctr. Christ.* 2.1.1).

Gegen die Auffassung von der Referenz der Zeichen als einem Verweis auf die Welt jenseits der Zeichen hat es vielerlei Kritik gegeben. Kategorisch lehnt z.B. Luhmann in seiner Theorie vom Zeichen als Form die Theorie der Referenz ab:

»Für das Zeichen als Form gibt es in der Tat keine Referenz. Das heißt: Die Unterscheidung Bezeichnendes/Bezeichnetes kann man verwenden oder auch nicht. Es gibt nichts ›Externes‹, was qua Referenz dazu zwänge; und es gibt auch kein Wahrheitskriterium für die Wahl einer Ausgangsunterscheidung. Deshalb muss eine als Semiotik konstruierte Sprachtheorie auf eine externe Referenz der Sprache verzichten« (LUHMANN 1993: 50-51).

Zum Verzicht auf die Dimension der Referenz als etwas, das der Sprache extern sei, hat lange vor Luhmann bereits die strukturalistische

Semiotik aufgerufen (vgl. NÖTH 2000a: 74-75). Nach Saussure sind Zeichen nur Zeichen durch ihre Opposition zu anderen Zeichen und nicht in ihrem Bezug auf die Welt. Lacan hat diese These radikalisiert, als er von dem »unüberwindbaren Abgrund« sprach, welcher zwischen dem Signifikanten und dem Signifikat des Sprachzeichens liege (vgl. ebd.: 50).

Hier gibt es durchaus Affinitäten zwischen dem Strukturalismus und dem Konstruktivismus. Das Argument des Konstruktivisten Schmidt (1994: 97), dass Zeichen ihre Verankerung nicht im »Diskursjenseits« haben, könnte von einem Strukturalisten stammen. Doch während die Strukturalisten die Bedeutung des Zeichens aus seinem Stellenwert im System der Zeichen zu ermitteln suchen, liegt der Bezugsrahmen für die Bestimmung des Wertes eines Zeichens für die Konstruktivisten allein in der Kommunikation, nämlich »im Rückbezug der Kommunikation auf Kommunikation, in der Verweis- und Anschließbarkeit« (ebd.).

Auch für die Semiotik von Charles Sanders Peirce kann die Kritik an der naiven Auffassung von der Referenz der Zeichen auf eine gegenüber den Zeichen externe Welt nicht gelten. Ohnehin gehört der Begriff der Referenz gar nicht zur peirceschen Terminologie. Stattdessen spricht Peirce davon, dass das Zeichen sein Objekt für einen Interpretanten *repräsentiert*. Mit dem Objekt, welches das Zeichen repräsentiert, meint Peirce allerdings nicht ein dem Zeichen »externes« Referenzobjekt. Vielmehr ist das Objekt dasjenige, was wir von dem Zeichen im Voraus wissen müssen, um es überhaupt zu verstehen. Das Objekt als unser Vorwissen um die Bedeutung des Zeichens kann dabei eine Sache sein, die wir kennen, oder auch eine Idee, ein Gedanke oder gar eine bloße Imagination.

Der Prozess der Semiose vollzieht sich somit in einem Zeitkontinuum, in dem das Objekt als Vorwissen um die Bedeutung des Zeichens der Dimension der Vergangenheit angehört, das wahrgenommene Zeichen in der Gegenwart liegt und der Interpretant (die Interpretation oder Wirkung des Zeichens) sich in der Zukunft des präsenten Zeichens entfaltet. Während die Strukturalisten den »Wert« der Zeichen in ihrem Verweis auf andere Zeichen im System der Zeichen suchen und die Konstruktivisten den stetigen Verweis der Zeichen auf die Voraussetzungen der Kommunikation und auf deren »Anschlusskommunikationen« thematisieren, geht es Peirce um das Zeichen im Prozess der Semiose, den er als ein Kontinuum von Zeichen in einer zeitlichen Abfolge begreift. Der Verweis des Zeichens auf sein Objekt ist dabei letztlich immer ein Verweis von Zeichen auf Zeichen.

Wenn nun Zeichen immer auf andere Zeichen oder Kommunikationen auf Anschlusskommunikationen verweisen können, so kann der Verweis eines Zeichens nie wirklich ein Verweis auf sich selbst sein. In dieser Einsicht in die Unmöglichkeit einer reinen Selbstreferenz sind sich bei aller Unterschiedlichkeit der Begründung Peirce und Luhmann einig. Luhmann (1984: 604-605) betont: »Reine Selbstreferenz im Sinne eines ›nur und ausschließlich auf sich selbst Beziehens‹ ist unmöglich. [...] Faktisch kommt Selbstreferenz nur als ein Verweismoment unter anderen vor.« Selbstreferenz ist nämlich nie eine reine, sondern immer nur eine »mitlaufende Selbstreferenz«.

In seiner Studie über die Logik selbstreferenzieller Sätze gelangt Scheutz (1995: 64) zu einem Ergebnis, welches im Einklang mit der These von der stets bloß annähernden Selbstreferenz der Zeichen steht. Seine Feststellung lautet: »Sätze können also bestenfalls ›über sich selbst‹ sprechen, aber sie können nicht ihre eigene Denotation sein und schon gar nicht auf sich selbst referieren.« Statt sich selbst zu bezeichnen, können Sätze allenfalls ein »Selbsturteil« beinhalten, und ein solches Selbsturteil geschieht »durch Ausdrücke, welche im Satz vorkommen und eben diesen Satz designieren« (ebd.: 65). Scheutz gelangt ferner zu einer semiotischen Klassifizierung der selbsturteilenden Sätze, wonach diese (a) *syntaktisch*, (b) *semantisch* oder (c) *pragmatisch* sein können, z. B. (a) *Dieser Satz besteht aus sechs Wörtern*, (b) *Dieser Satz ist fehlerhaft* und (c) *Dieser Satz wird gerade gelesen* (ebd.).

Die Selbstreferenz eines Satzes bezieht sich also nicht auf alle seine Elemente und Strukturen; ein selbstreferenzieller Satz besteht *auch* aus fremdreferenziellen Konstituenten. Isoliert betrachtet, ist ohnehin jedes einzelne Wort ein fremdreferenzielles Zeichen. Das Substantiv *Satz* ist z. B. kein selbstreferenzielles Zeichen, weil es nicht selbst ein Satz ist. Auslöser und Träger der Selbstreferenz bei selbsturteilenden Sätzen ist jeweils ein deiktisches Wort; in den oben angeführten Beispielen war es das Bestimmungswort *dieser*. Ersetzt man in den Beispielsätzen (a) bis (c) das Deiktikon *dieser* durch den unbestimmten Artikel *ein*, so verlieren diese Sätze ihre Selbstreferenzialität, denn nunmehr handelt es sich um allgemeine Aussagen. Eine allgemeine Aussage kann sich aber nicht unmittelbar auf sich selbst beziehen. Isoliert betrachtet können allerdings auch deiktische Wörter niemals selbstreferenziell sein, obwohl Scheutz (1995: 27, 64) das Gegenteil zu beweisen sucht. Weder ein deiktisches Wort wie *dieser* noch die sogenannten ›autodeiktischen‹ (und

somit scheinbar grundsätzlich selbstreferenziellen) Wörter *hier*, *jetzt* und *ich* sind genuin selbstreferenziell, denn sie beziehen sich ja nicht auf das Zeichen selbst (das Wort), sondern nur auf den Ort, den Zeitpunkt oder die Person der Äußerung dieses Wortes (HARWEG 1990).

Die Teil-Ganzes-Beziehung in der Selbstreferenz hat verschiedene Formen. Neben der Selbstreferenz von Wörtern als Verweis auf den Satz, in dem sie enthalten sind, gibt es vielfältige Formen der textuellen Selbstreferenz. Hierzu zählen die Kommentare zum Text, wie sie etwa für die Metafiktion und den Metaroman charakteristisch sind (JAY 1984), und die endophorischen Verweise von einer Passage des Textes auf die andere. Sie können entweder indexikalisch (Verweise durch deiktische Ausdrücke des Typs *siehe unten*) oder auch ikonisch sein (z. B. als Wiederholung eines Motivs). Ferner gibt es den selbstreferenziellen Verweis des Textes auf seinen Autor z. B. in einer Autobiografie oder gar den selbstreferenziellen Bezug zwischen den zwei Ichs eines Autors im Falle des Selbstgesprächs.

Nicht nur sprachliche Ausdrücke, sondern auch Gesten, Verkehrsschilder oder Bilder können auf diese Weise teilweise selbstreferenziell sein. Die auf den Sprecher verweisende Zeigegeste ist ein Index, dessen Inhalt nicht nur ein Wort (*Ich*) sondern eine ganze Aussage (ein Dicot), *Ich bin's*, ist. Das ortsanzeigende Schild *Kassel* am Ortseingang ist ein Index, welches die dicotische Information *Diese Stadt heißt Kassel* verkündet. Ein Selbstbildnis verweist indexikalisch auf seinen Maler und ist in dieser Hinsicht selbstbezüglich. Der Metafilm allgemein ist als Film über den Film auch ein Film über sich selbst. Ein Metafilm, der seine eigenen Bedingungen der Produktion und Rezeption thematisiert, ist in noch größerem Maße selbstreferenziell.

Für Peirce ergibt sich die prinzipielle Unmöglichkeit vom Verweis eines Zeichens allein auf sich selbst aus mehreren Gründen. Zuerst spricht die Bestimmung des Zeichens als eine triadische Relation gegen die Möglichkeit der reinen Selbstreferenz. Danach ist das Zeichen (als ein Erstes, unmittelbar Gegebenes [Kategorie der Erstheit]) von seinem Objekt (als dem Zweiten) und seinem Interpretanten (dem Dritten) unterschieden. Ein genuin nur auf sich selbst bezogenes und somit gänzlich in der Kategorie der Erstheit verbleibendes Zeichen wäre ein Widerspruch in sich. Wenn sich nämlich ein Erstes auf sich selbst bezieht, setzt schon dieses Beziehen eine Relation und somit notwendigerweise ein Zweites voraus. Somit konstituiert sich bereits durch den Selbstbezug ein Unterschied zwischen dem Zeichen und dem Objekt, das es repräsentiert.

Da es nun zwischen Zeichen und Objekt zumindest den Unterschied gibt, dass das eine das Verweisende und das andere das Bezugsobjekt dieses Verweises ist, so kann der Rückbezug des selbstreferenziellen Zeichen auf sich selbst in Wirklichkeit auch nie eigentlich zum ›Selbst‹ des ursprünglichen Zeichens, also zum Ausgangspunkt des Verweises, zurückführen. Ferner ergibt sich allein aus dem Unterschied zwischen dem Zeichen und seinem Objekt ein Drittes, nämlich die Differenz, und diese führt zu der Kategorie des Interpretanten. Hier kommt das peircesche Prinzip vom »Wachstum der Symbole« zum Tragen (CP 2.302), wonach sich das symbolische Zeichen im Prozess der Semiose von einem weniger zu einem mehr entwickelten Zeichen wandelt, sodass sich auch hier zeigt, dass die Semiose nie wirklich zu dem ihm vorausgehenden Objekt zurückkehren kann. Hiermit verwandt ist schließlich auch das Prinzip der Kontinuität im Prozess der Semiose: Wenn jedes Zeichen in einem zeitlichen Kontinuum zwischen einem vorausgehenden und einem folgenden Zeichen steht, auf welches es bezogen ist, so bedeutet dies, dass sich kein Zeichen auf etwas beziehen kann, das als Objekt außerhalb dieses Kontinuums stünde, weil es simultan mit dem Zeichen dessen Objekt wäre.

Gewissermaßen als Grenzwert der Zeichenhaftigkeit erörtert Peirce aber dennoch die Möglichkeit eines Zeichens ohne Referenz, nämlich das »reine Ikon«. Als Zeichen, das allein durch die ihm selbst eigenen Qualitäten repräsentiert, ist das reine Ikon eine Kategorie des bloßen »Soseins« [*suchness*] (CP 5.74). Es ist ein Zeichen »kraft einer Eigenschaft, welche es von sich aus ganz unabhängig von seinem Objekt besitzt«, Eigenschaften, »die es auch hätte, gäbe es kein Objekt in der Natur, dem es ähneln würde« (CP 5.73, 4.447). Die aus dieser Verschmelzung von Zeichen und Objekt resultierende Zeichenrelation ist eine, die zwischen Referenzlosigkeit und Selbstreferenzialität liegt. Sie ist referenzlos insofern, als es sich um ein bloßes Sosein des Zeichens handelt; sie ist selbstreferenziell insofern, als das Zeichen die Eigenschaft zu repräsentieren in sich selbst beinhaltet. Ransdell (1979: 57-60) spricht von der Selbstrepräsentation des ikonischen Zeichens, die eine materielle Identität zwischen einem Zeichenträger und seinem bezeichneten Objekt bedeutet. Allerdings kann kein konkretes ikonisches Zeichen ein reines Ikon sein, und deshalb sind ikonische Zeichen (Hypoikons) nur in dem Maße selbstreferenziell, in dem sie ikonisch sind. Hinsichtlich ihrer anderen (symbolischen oder indexikalischen) Eigenschaften sind die konkreten ikonischen Zeichen fremdreferenziell (vgl. RANSELL 1979: 55).

Ist es überhaupt angemessen, bei einem solchen Phänomen der unmittelbaren Wahrnehmung und des bloßen Soseins noch von einem Zeichen zu sprechen? Auf jeden Fall steht die peircesche Auffassung von der Zeichenhaftigkeit des so seienden reinen Ikons im Gegensatz zu verschiedenen anderen Zeichentheorien, z.B. der Phänomenologie Husserls, wo das unmittelbar Wahrgenommene ausdrücklich als das noch nicht Zeichenhafte definiert ist. Ransdell zeigt jedoch, dass die Theorie von der Semiotizität des unmittelbar Wahrgenommenen in der peirceschen Semiotik wohlbegründet ist, denn danach gibt es eigentlich keine *unmittelbare* Wahrnehmung, weil alle Wahrnehmung eine mittelbare und somit repräsentierende ist (ebd.: 59). Indem Peirce der phänomenologischen Auffassung von der Nichtzeichenhaftigkeit des unmittelbar Wahrgenommenen seine These von der Vermitteltheit aller Wahrnehmung gegenüberstellt, gelingt es ihm, einem Dilemma derer zu entgehen, die von der Unmittelbarkeit der Perzeption überzeugt sind. Die Doktrin von der perzeptuellen Unmittelbarkeit ist nämlich »mit der Schwierigkeit konfrontiert, zu erklären, wie eigentlich Irrtum möglich ist, wenn unsere Wahrnehmung des Objektes nicht durch etwas vermittelt wird, was Fehlrepräsentationen zulässt« (ebd.: 61). Die traditionelle Dichotomie von der Repräsentation und der unmittelbaren Perzeption hat Peirce deshalb in seiner Theorie des Ikons zu einer semiotischen Synthese geführt, die besagt, »dass alle Kognition insofern perzeptuell ist, als sie stets (logisch, nicht psychologisch) eine ikonische Präsentation des wahrgenommenen Objektes beinhaltet« (ebd.).

Auch wenn reine Selbstreferenz eine semiotische Paradoxie darstellen mag und somit keine eigentliche Form der Referenz von Zeichen ist, so gibt es doch Annäherungen und damit Grade der Selbstreferenzialität von Zeichen. Ja, es spricht sogar einiges für die Annahme, dass jedes Zeichen ein Element der Selbstreferenzialität beinhaltet; ist doch schon die bloße Einsicht in die Zeichenhaftigkeit eines Zeichens, die Erkenntnis »Dies ist ein Zeichen« ein selbstbezügliches Zeichen. Allerdings geht es bei der Selbstreferenzialität der Zeichen eben immer nur um den Verweis auf einen Aspekt oder einen Teil dieses Zeichens.

Verschiedene Grade der Selbstreferenzialität beim Sprachgebrauch werden deutlich, wenn wir z.B. von den unterschiedlichen Formen des Sprachgebrauchs ausgehen, die Roman Jakobson (1960: 357) in seiner Theorie von den sechs Sprachfunktionen differenziert (vgl. NÖTH 2000a: 105-106). Rein fremdreferenziell ist danach die sogenannte *referenzielle Funktion* der Sprache, die Bühler als *Darstellungsfunktion* definierte, denn

hier geht es ja per Definition um den Bezug der Sprache auf die Welt. Auch die *Appellfunktion* der Sprache (Jakobsons *konative Funktion*) ist vor allem fremdreferenziell, ist sie doch vom Selbst des Adressaten auf das Andere des Adressaten gerichtet.

Genauer betrachtet, gibt es aber auch bei der Appellfunktion der Sprache ein Element der Selbstreferenzialität, denn jeder Appell setzt Dialogizität voraus, und jeder Dialog hat einen Aspekt der Reziprozität, also eine wechselseitige Bezüglichkeit, die ihrerseits ein Element der Selbstbezüglichkeit mit einschließt. Lacan (1966: I, 180-81; dt. II, 141, 143) hat diesen Aspekt der Selbstbezüglichkeit des Dialogischen auf die Spaltung des Subjektes in ein Selbst und ein vom Selbst imaginiertes Bild vom Ich als einem Anderen zurückgeführt. Das derart gespaltene Subjekt erfährt Kommunikation auf höchst subjektive, gar selbstbezügliche Weise, nämlich als einen Prozess, bei dem »der Sender seine eigene Botschaft in umgekehrter Form vom Empfänger wieder empfängt. [...] Denn die Funktion der Sprache besteht nicht darin, zu informieren, sondern zu evozieren. Was ich in der Rede (*parole*) suche, ist die Antwort des anderen. Was mich als ein Subjekt konstituiert, ist meine Frage.«

Die anderen vier der sechs Sprachfunktionen Jakobsons weisen einen viel deutlicheren Aspekt der Selbstreferenzialität auf. *Metasprache* ist per Definition selbstreferenziell, denn es handelt sich um Sprache über Sprache. Ebenso ist die *poetische Funktion* der Sprache höchst selbstbezüglich, weil sie nach Jakobson die Aufmerksamkeit auf die Zeichen selbst statt auf deren Referenz lenkt. Die *phatische Funktion* der Kommunikation ist insofern selbstreferenziell, als sie allein auf die Aufrechterhaltung der Kommunikation abzielt. Schließlich gibt es auch in der *Ausdrucksfunktion* der Sprache selbstreferenzielle Elemente, denn wenn diese Funktion dominiert, bezieht sich die Nachricht in erster Linie auf die Kommunikationssituation selbst (nämlich auf den Sender, wobei auch hier die Darstellungsfunktion, die Referenz auf die Welt, in den Hintergrund tritt).

1.2 Selbstreferenz vs. Fremdreferenz: semiotische Prämissen

Der Begriff der Selbstreferenz, der den folgenden Untersuchungen zugrunde liegt, ist sehr weit gefasst. Er kommt dem am nächsten, was Bartlett (1987: 6) so umschreibt: